

THEOLOGIE ALS DIMENSION BIOETHISCHER POLITIKBERATUNG*

Das Jubiläum der Wiedererrichtung der Universität Salzburg ist Anlass zu einer Standortbestimmung für die Rolle dessen, was die Aufgabe der Universität ist – nämlich Wissenschaft. In der Vortragsreihe „Zukunft mit Wissenschaft und Wissenschaft mit Zukunft“ wurde auch ein theologischer Vortrag aufgenommen, hat doch die theologische Fakultät die Kontinuität universitärer Präsenz über die Zeit der Auflösung der Universität Salzburg 1810 bis zu deren Wiedererrichtung 1962 gewährleistet.

Für die Theologische Fakultät legt sich ein Thema nahe, wo theologische Wissenschaft derzeit für die Gestaltung der Zukunft in einem besonders wichtigen Bereich gefragt und herausgefordert ist wie schon lange nicht mehr: Im Bereich der Bioethik mit ihren bedrängenden Fragen.

- Wann beginnt die Schutzverantwortung für Menschenleben und wann hört sie auf? Gehört der Beginn des menschlichen Lebens zum Menschenleben?
- Sollen die Weichen so gestellt werden, dass Medizin von morgen auf dem Rohmaterial von Embryonen aufgebaut wird? Soll man von menschlichen Embryonen oder embryonalen Menschen reden – beide Redeweisen enthalten bereits eine Vorentscheidung. Die Politik beginnt mit der Semantik.
- Soll man Menschen klonen? Ist die Unterscheidung zwischen reproduktivem und therapeutischem Klonen sinnvoll und tragfähig?
- Soll man Menschen mit Behinderung durch die sogenannte Präimplantationsdiagnose möglichst frühzeitig wegselektieren?
- Soll man Menschen genetisch testen, ob sie für eine bestimmte Arbeit in Frage kommen? Sollen diese genetischen Tests auch für die Versicherung relevant werden?
- Soll man am Lebensende auf Verlangen oder unter vorausgesetztem Verlangen töten dürfen?
- Sollen Ärzte Patienten helfen dürfen, sich selbst umzubringen?

Die Palette der Fragen ließe sich mühelos vermehren. Politische Entscheidungen stehen an. Die Politik sucht Beratung nicht nur fachlicher, sondern auch ethischer Art und heizt somit die gesellschaftliche Bioethikdebatte an, die in Österreich aus verschiedenen Gründen bislang viel weniger ausdrücklich und heftig geführt wurde als anderswo, zumindest medial. Tatsache ist, dass in fast allen Ethikkommissionen zur Politikberatung theologische EthikerInnen berufen wurden und werden.

So wurde ich gleich bei der ersten Fakultätssitzung nach meiner Berufung in Wien 1986 angefragt, in der Ethikkommission der medizinischen Fakultät der Universität Wien, bei der die meisten Forschungsprotokolle eingereicht werden, mit-

* Vortrag zum 40-jährigen Jubiläum der Wiedererrichtung der Universität Salzburg, gehalten in der Max Gandolf Bibliothek am 5. Mai 2003. Originalpublikation in: SaThZ 7(2003), 180-194

zuarbeiten. Bei der Vorbereitung des Gentechnikgesetzes war ich in der Enquete-kommission gefragt, den ethischen Part zu spielen und wurde anschließend an die Erlassung des Gesetzes in die Gentechnikkommission der österreichischen Bundesregierung gerufen. 1999 kam die Anfrage vom Präsidium des Europarates, ein Dokument zum Schutz der Menschenwürde und Menschenrechte Sterbender und terminal Kranker für den Europarat, der mittlerweile 46 Staaten umfasst, auszuarbeiten, im Parlament vorzustellen und zu diskutieren.¹ Zu Ostern 2001 wurde ich in die European Group on Ethics nach Brüssel berufen: Dieses ist ein unabhängiges, multidisziplinäres und pluralistisches Gremium, das die Europäische Kommission über die ethischen Aspekte der Wissenschaft und der neuen Technologien im Zusammenhang mit der EU-Gesetzgebung berät und 12 Mitglieder umfasst. Knapp danach wurde ich in Österreich in die Ethikkommission beim Bundeskanzleramt gerufen, die ebenso regelmäßig monatlich in Kommissionen und darüber hinaus oft in Subkommissionen tagt, wie die Europäische Ethikgruppe in Brüssel.

Aus dieser vielfältigen Erfahrung legen sich folgende vier Gedankenschritte nahe, im Theorie-Praxis-Zirkel als theologischer Ethiker auf diese Erfahrungen, die ein Spiegelbild der Gesellschaft sind, zu reflektieren. (1.) Überlegungen zum Verhältnis von Ethik, insbesondere theologischer Ethik und Politik; (2.) Überlegungen zur gesellschaftlichen Bioethikdebatte; (3.) Überlegungen zur Bedeutung des Menschenbildes in den Güterabwägungen der Bioethik und schließlich (4.) Überlegungen zur Rolle der Theologie in dem ethischen Suchprozess zur Entscheidungsfindung für das Handeln im Bereich der Biotechnologie, wo derzeit wichtige Weichen für nachhaltige, vermutlich lange Zukunft gestellt werden.

1. Ethik und Politik

Auf den ersten Blick, vor allem in den Medien, erscheint Politik in einem krassen Gegensatz zur Ethik, die in den Medien kaum vorkommt und keine Lobby hat. Politik wird bestimmt vom Streit der Interessen, vom Kampf um Einfluss und Macht, von oft verwirrenden Durchsetzungsmanövern, mit einem Wort: Von den vielen Lobbys.

Ethik hingegen ist nicht Interessen und Ideologien, nicht einzelnen Gruppen, sondern der Wahrheit über den Menschen und daher allen Menschen verpflichtet. Ethik ist nicht mit Moral zu verwechseln: Ethik ist die *Theorie* der Moral, die Theorie einer heute sehr pluralen Moral.

Ethik kann daher die Moral der Bürger, die in verschiedensten Bereichen der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Technik, in den Medien usw. tätig sind, nicht immer bestätigen. Ethik hat vielmehr manchmal vor Moral geradezu zu warnen. Ethik ist der Wahrheit über den Menschen verpflichtet, darüber mit Argumenten nach- und vor allem vorauszudenken, darüber, was auf die Dauer und aufs Ganze

¹ Recommendation 1418/1999 des Europarates „Zum Schutz der Menschenrechte und Würde terminal Kranker und Sterbender (<http://assembly.coe.int/documents/adoptedtext/ta99/erec1418.htm>).

gesehen menschlich geht, Menschsein gelingen lässt. Nachhaltigkeit gehört also zum eisernen Bestand jeder ethischen Theorie.

Eine doppelte Wahrheit über den Menschen, eine naturwissenschaftliche auf der einen Seite und eine geisteswissenschaftliche auf der anderen Seite, kann es nicht geben, aber viele Zugänge und Dimensionen müssen berücksichtigt werden, und deswegen ist Ethik eine der wenigen integrativen Wissenschaften in einem sich immer mehr spezialisierenden Spezialistentum in den Wissenschaften.

Ethik darf hierbei nicht zu einer weichen Verträglichkeitsethik oder einer Summe von guten Ratschlägen für Dialogverfahren verkommen. Die in einer Gesellschaft unausweichlichen Kompromisse dürfen nicht vom politischen und rechtlichen Anwendungsbereich in die ethischen Prinzipien selbst zurückverlagert werden. Dann wäre Ethik nichts anderes als eine Ideologie unter vielen anderen auch oder die Fortführung von Politik mit anderen Mitteln. Wenn Ethik sich von Politik vereinnahmen ließe, hätte sie eine reine Feigenblattfunktion und wäre früher oder später überflüssig.

„Eine Politik, welche die Bioethik als Übungsplatz von Akzeptanz und Protestbewegungen betrachtet, um den Trend zu erkunden, dem sie sich anschließen möchte, wird stets das Vorhersagbare und Erwartbare finanzieren.“² Erwartbar ist, dass in Ethikkommissionen, die größtenteils mit empirischen Wissenschaftlern und ihren Interessen und wenigen Ethikern und Juristen besetzt sind, der Interessensverbund von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik bei Abstimmungen sich durchsetzt. Wird das prognostisch Erwartbare, dass der Mensch ohnedies alles macht, was er kann, nicht ohnedies eintreten? Ethik hätte dann nur noch einige einschränkende Bemerkungen von sich zu geben. Auch das Argument, „wenn wir es nicht machen, dann machen es die Nachbarn“, kennen wir bereits aus der Kindererziehung. Die Antwort auf diese Einwände kann nur lauten, dass es für die Ethik ebenso wenig eine normative Kraft des Faktischen, wie eine normative Kraft des Prognostischen geben darf. Sonst wird Ethik tatsächlich auf Akzeptanzforschung reduziert, mit der sie ohnedies von vielen bereits verwechselt wird.

Ethik muss ihre kritischen und bisweilen unangenehmen Fragen nicht nur in ihre Bücher, sondern auch in den gesellschaftlichen Dialog einbringen, von denen einige genannt seien. Gerade in einer pluralistischen Gesellschaft, gilt es die Frage zu stellen: „Wie viel Pluralismus hält der Mensch für seine Existenzbewältigung aus, ohne für Vereinfachungen fundamentalistischer oder totalitärer Art anfällig zu werden?“ Unter welchen meist viel zu selbstverständlich angenommenen Voraussetzungen kann ein legitimer Pluralismus in der Demokratie Bestand haben? Haben nicht in unserem Pluralismus alle oft einander widersprechenden Meinungen zu ethischen Fragen ihr Recht, und sind dann einfach genauso wie in der Politik mehrheitsfähig abzustimmen? Oft werden in diesem Zusammenhang der empirische Pluralismus der Gesellschaft, der strukturelle Pluralismus der Demokratie und der normative Pluralismus in einen Topf geworfen. Wenn aber der strukturelle Plu-

² D. Mieth, Präimplantationsdiagnostik im Kontext, in: Orientierung 67 (2003) 38-42, 38f.

ralismus der Demokratie, den nach den geschichtlichen Erfahrungen wohl niemand Vernünftiger missen möchte, mit dem normativ ethischen Pluralismus verwechselt wird, werden wir beim kleinsten gemeinsamen Nenner landen und dabei beim ethischen Minimum, das an die Fundamente der Menschenrechte rührt. Struktureller Pluralismus der Demokratie ist aber nur möglich, wenn die menschenrechtlichen Rahmenbedingungen als gemeinsame Wertungsgrundlage unumstritten sind. In Einschätzungs-, in Sach- und Durchführungsfragen sind *Kompromisse* unumgänglich. In Glaubens- und Gewissensfragen kann es aber keine Kompromisse geben. Dafür ist *Toleranz* um so dringlicher. Beides muss erlernt werden.

Eine zweite wichtige Frage bezieht sich auf die Tabus, die die neue Gesellschaft angetreten ist zu brechen. Aber hat nicht auch unsere Gesellschaft stillschweigend vorausgesetzte Tabus? So zum Beispiel die Illusion von der totalen Machbarkeit aller Dinge auch im menschlichen Bereich. René Descartes hat 1637 der Medizin das Motto mitgegeben: „Die Medizin wird eines Tages die Ursachen von *unendlich* vielen Krankheiten erkennen, diese heilen und vielleicht auch die Altersschwäche loswerden.“³ Angesichts dieser Illusion von der totalen Machbarkeit im Gesundheitsbereich, die weithin unseren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Betrieb bestimmt, besteht die Tendenz, dass für die Erreichung dieses Zieles jedes Mittel recht sein muss, das heißt dieser Illusion und diesen Versprechungen muss alles geopfert werden.

Bei dieser Illusion der Machbarkeit, die insgeheim die Grenzen der Endlichkeit überspringen möchte, hängt der ganze Optimismus an der technischen Machbarkeit. So geschieht dies derzeit etwa im Bereich der Fortpflanzungsmedizin, während zugleich eine detaillierte Erforschung der Ursachen fast tabuisiert wird. Es könnten nämlich unangenehme Wahrheiten ans Licht kommen, die vielleicht auch unseren Lebensstil betreffen. Soweit einige wenige kritische Fragen der Ethik.

Ethik und Politik stehen aber nicht nur in Spannung zueinander, sondern sind auch gemeinsam herausgefordert. Ethik ist nicht Politik und kann es nie werden, ohne sich aufzugeben. Aber Politik ist auch nicht Ethik. Und dennoch sind Politik und Ethik, genauso wie Ökonomie, Soziologie, Recht usw. gemeinsam herausgefordert – vor allem durch die modernen empirischen Lebenswissenschaften, von denen Fortpflanzungsmedizin und Gentechnik nur einen kleinen Teil ausmachen, aber jenen Teil, der besonders tief in die Lebenswelt der Menschen und in die uns tragende Natur eingreifen. Die einen meinen, dass die neuen Technologien die Kultur, die Ethik und die Religionen verändern werden und sich alles dem „Machbaren“ anpassen wird. Die anderen sind etwas vorsichtiger, weil jede beantwortete Frage, wie die Wissenschaftsgeschichte zeigt, neue Fragen aufwirft, so dass der Sinn für das uns und die Welt tragende und daseinsgewährende Geheimnis mit dem wachsenden Wissen der empirischen Lebenswissenschaften zugleich zunimmt. Mit dem Wissen wächst paradoxer Weise auch das Nichtwissen und der

³ R. Descartes, Discours de la Méthode (Werke Bd. 6), Paris 1902, 2. Abs, 6. Kap., 62.

Sinn dafür, dass sich in diesem Nichtwissen eine größere Weisheit anzeigt, deren Maßgrößen nicht ohne gravierende negative Folgen missachtet werden.

Politik und Ethik sind aber nicht nur gemeinsam herausgefordert, sie sind beide auf ihre Weise der Suche nach dem optimal Menschlichen und dem menschlichen Gemeinwohl verpflichtet, so dass jedem Menschen Gerechtigkeit widerfährt im Rahmen des Schutzes der Menschenwürde und der darauf aufbauenden, stets weiter zu konkretisierenden Menschenrechte. Sowohl Politik und Ethik sind der Suche nach einer gerechten Verteilung der Güter, insbesondere der gesundheitsbezogenen Güter, verpflichtet. Da die Güter dieser Erde genauso begrenzt sind wie das Leben des Menschen und seine Handlungsmöglichkeiten, gilt es Prioritäten zu setzen. Politik und Ethik sind beide einer optimalen menschlichen Prioritätensetzung verpflichtet. Beide kommen ohne Güterabwägung nicht aus.

2. Einige Gedanken zur weltweit geführten Bioethikdebatte

In diesem zweiten Gedankenschritt möchte ich nicht alle eingangs gestellten Einzelprobleme aufgreifen, die den Rahmen dieses Beitrags sprengen würden, sondern vor allem die strukturellen Fragen dieser gesellschaftlichen Debatte.

Die moderne Biologie hat durch die Gentechnik einerseits und durch die Fortpflanzungsmedizin andererseits dem Menschen ein Machtinstrument über den Menschen in die Hand gegeben, das er früher nicht hatte. Sicher verdanken wir Fortschritt und Wohlstand der Menschheit bereits in den letzten Jahrtausenden der Pflanzen- und Tierzucht, bei der, ohne zu wissen, wie das geschieht, ganze Genpakete hin und her geschoben wurden. Nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum entstanden durch die traditionellen Zuchtmethoden für bestimmte Gegenden angepasste Pflanzen und Tiere mit für den Menschen nützlichen Eigenschaften, aber keine neuen Arten. Durch die moderne Gentechnik können die Elementarbausteine des Lebens, die bei allen Lebewesen gleich sind, grundsätzlich identifiziert, isoliert, großindustriell vermehrt, ausgetauscht werden usw.

Neu daran ist, dass durch den geplanten Eingriff und Austausch Gattungsgrenzen übersprungen werden können, die Anpassungszeit der Evolution um einen millionenfachen Faktor verkürzt wird und gentechnisch veränderte Lebewesen großindustriell produziert und vermarktet werden. Die gentechnisch veränderte Sojapflanze zum Beispiel wird nicht nur weltumspannend angebaut, sie wird auch samt dem dazugehörigen Pflanzenvernichtungsmittel, das alle anderen Lebewesen als diese Pflanzen vernichtet, von ein und derselben Firma weltweit vermarktet.

Durch die moderne Fortpflanzungsmedizin wird das eben begonnene frühembryonale Menschenleben in die exponierte Situation der Petrischale gebracht und damit allen möglichen anderen Interessen als denen der Eltern zugänglich. Man sollte glauben, dass der, der das begonnene Menschenleben in diese exponierte Situation bringt, eine noch größere Verantwortung für dieses Leben zu übernehmen bereit ist, doch das Gegenteil kündigte sich bereits zu Beginn dieser neuen Technik an. Robert Edwards, einer der beiden Wissenschaftler, der durch die erste

erfolgreiche In-Vitro-Fertilisation einem Mädchen 1978 zur Geburt verholfen hat, hat bereits damals seine Hauptintention veröffentlicht, nämlich nicht primär Eltern eigene Kinder zu ermöglichen, sondern menschliche Embryonen für Forschung und Selektion zugänglich zu machen. Er hat dies bei einem Workshop eines EU-Projektes zur Präimplantationsdiagnose vor einigen Jahren erneut bekräftigt. Fremdnützige Forschung an begunnenem Menschenleben greift seither immer mehr um sich. Im Arbeitspapier der Europäischen Union zu jenem Seminar, das am 24. April 2003 zur Vorbereitung des Beschlusses stattfand, unter welchen Voraussetzungen die verbrauchende Embryonenforschung im 6. Forschungsrahmenprogramm der EU von allen Mitgliedsstaaten gemeinsam gefördert und bezahlt werden soll, wird als Hauptziel für diese Forschung genannt: Die Tierversuche zu reduzieren. Begonnenes Menschenleben wird damit zum Rohstoff für die Entwicklung künftiger Arzneimittel.

Einen weiteren Schub in diese Richtung bedeutet die Erteilung von Patenten auf menschliche Gene und menschliche Stammzelllinien inklusive embryonale Stammzelllinien, wenn diese mit irgendeiner erfinderischen Leistung verbunden sind. Patente, bei denen es um ungeahnt große Summen gehen kann, haben einen Lenkungseffekt für die Wissenschaft.

Als einen gordischen Knoten, in dem sich viele andere Probleme nur verdichten, könnte sich das Klonen von Menschen, das heißt die gezielte Herstellung genetisch identer menschlicher Lebewesen durch Zellkerntransfer, erweisen. Seit 1977 wurde eine ebenso interessensgeleitete wie irreführende Unterscheidung zwischen reproduktivem und therapeutischem Klonen eingeführt: Interessensgeleitet, weil man mit dieser Unterscheidung die Herstellung genetisch identischen Menschenlebens zulassen möchte als biologisches Material, aber vermeiden möchte, dass solche Menschen geboren werden, weil man dieses menschliche Leben ja rechtzeitig vorher vernichtet. Irreführend ist diese Unterscheidung, weil jedes Klonen reproduktiv ist und weil nach bewährter, in allen Dokumenten verankerter Redeweise als therapeutisch nur ein Heilversuch im Dienste des Individuums gelten kann und nicht eine fremdnützige Forschung oder gar Vernichtung. Zudem sind mögliche Therapien, die vielleicht einmal auf diesem Weg gefunden werden könnten – auch andere Wege werden sich als möglich herausstellen, die keine ethischen Probleme aufwerfen – derzeit weit entfernte hypothetische Versprechungen. Nicht jeder, der etwas verspricht, muss automatisch recht haben. Zudem könnte niemand auf der Welt dafür garantieren, dass in einem Labor, in dem menschliche Klone hergestellt werden, diese nicht auch Frauen implantiert und dann geboren werden. Was dann?

Was ist also ethisch zum Babyklonen, dem sogenannten reproduktiven Klonen, zu sagen, gegen das derzeit eine breite Verbotsallianz vom Zusatzprotokoll der Menschenrechtskonvention für Biomedizin des Europarates bis zur Arbeit an einer UNO-Konvention besteht. Dieser Konsens scheint sehr breit zu sein, da derzeit keine wirtschaftlichen Interessen damit verbunden sind, und abgesehen von einer Sekte mit absurder Ideologie nur einige wenige Ärzte daran interessiert sind, die zeigen möchten, dass sie auf diese Weise Frauen zu Kindern verhelfen können.

Was aber sind die entscheidenden ethischen Argumente? Man weiß aus dem Tierversuch, dass Klone schwere Schäden haben und unübersehbar viele Fehlversuche nötig sind bis zufällig einmal das Klonen gelingt. Aber das Problem des Risikos stellt sich bereits bei der gängigen In-Vitro-Fertilisation: Nach einem Artikel in einer der führenden medizinischen Zeitschriften, dem *New England Journal of Medicine*, haben 9% aller IVF-Kinder schwere Schäden, wobei die leichteren Schäden nicht Gegenstand dieser Untersuchung waren.⁴ Auch die Erfolgsrate bei In-Vitro-Fertilisation hat sich in den letzten 25 Jahren kaum merklich erhöht.

Es könnte, so kann man einwenden, ja ein Paar einen so starken Kinderwunsch haben, dass es bereit ist, ein noch höheres Risiko als bei der IVF auf sich zu nehmen. Grundsätzlich zeigt sich, dass im Bereich der Gentechnik die Bereitschaft, höhere Risiken einzugehen, steigt. Wie hoch aber dürfen Risiken sein? Dies ist keine technische Frage, sondern eine Wertungsfrage.

Es könnte ein Paar den Wunsch haben, das genetische Design seines Kindes genau zu bestimmen. Doch dies geschieht nicht erst beim Klonen, sondern fängt bereits bei der Präimplantationsdiagnose an, die zunächst einmal negativ bestimmte Eigenschaften der Kinder ausschließen möchte. Meistens ist der Wunsch nach Geschlechtsselektion damit verbunden. Aber selbst, wenn bei dieser Technik nur die Selektion von schweren Krankheiten (Wer bestimmt, wo die Grenzen zwischen schwereren und leichteren Defekten liegt?) im Blick ist, gilt es zu bedenken, dass Medizin auf die Dauer nicht selektieren und vernichten, sondern heilen möchte. Jeder Heilversuch in diesem frühen Stadium aber wäre eine Keimbahnbasterei, das heißt ein Experimentieren an der genetischen Ausstattung eines Menschen, die in weiterer Folge an alle seine Nachkommen weiter vererbt wird.

Als weiteres Argument gegen das Klonen wird vorgebracht, dass bei diesem Vorgang ein Mensch als Kopie eines zweiten auf Wunsch eines dritten hergestellt, also doppelt instrumentalisiert wird. Doch auch dieses Argument ist nicht so einfach, da der genetische Anteil eine notwendige aber keineswegs hinreichende Voraussetzung für Identität bietet. Ein so geborenes Kind wird eine ganz individuelle Biographie haben. Andere Umstände, andere Umwelt, andere Zeit, andere Lebenserfahrungen werden dazu beitragen, dass trotz weitgehender genetischer Identität mit einem bereits vor ihm lebenden Menschen, dieser Klon eine eigenständige Biographie entwickelt. Auch ein geklonter Mensch wäre niemals die vollständige Kopie eines anderen, sondern hätte seine unverwechselbare Individualität und Personenwürde. Die Würde eines so geborenen Menschen kann ihm durch die Klonentechnik nicht genommen werden, aber sie wird verletzt, insofern er instrumentalisiert wird, da seine Existenz einem bereits vorhandenen genetischen Programm unterworfen wird. Klonen wäre ein fürchterlich konservativer Vorgang, da jemandem von Anfang an ein altes Genprogramm aufoktroiiert wird. Wegen der leibseelischen Einheit eines Menschen, bedeutet die genetische Fremdbestimmung

⁴ The Risk of Major Birth Defects after Intracytoplasmic Sperm Injection and in Vitro Fertilization, in: *NEJM* Nr.10 (7.3.2002) 725-730.

durch die Pläne anderer Menschen eine Instrumentalisierung, die an den Kern der Person geht. Zudem wäre zu bedenken, dass Beziehungsverhältnisse unter Menschen durcheinander geraten, weil ein solcher Klon dann z.B. der zeitversetzte Zwilling seiner eigenen Mutter wäre. Es gilt aber zu bedenken, dass bereits bei der heterologen Insemination im Zusammenhang mit der Fortpflanzungsmedizin Identitätsprobleme einem Menschen mit auf den Lebensweg gegeben und zugemutet werden.

Noch mehr also als das Babyklonen wäre das sogenannte therapeutische Klonen oder Forschungsklonen, das heißt die Herstellung von menschlichen Embryonen oder embryonalen Menschen nur zu Forschungszwecken oder als Material für andere, eine Totalinstrumentalisierung und daher ein Widerspruch gegen die Menschenwürde. Schließlich wird auch die Forschungsethik durch das Klonen betroffen. Medizinische und biologische Versuche, die zur Herstellung eines geklonten Menschen nötig wären, stehen im Widerspruch zu sämtlichen allgemein anerkannten Grundsätzen der Medizin- und Forschungsethik.

Grundlegender als die landauf und landab immer wiederholte Frage, ob der Mensch mit seinen technischen Möglichkeiten alles tun darf, was er kann, ist die andere Frage am Beginn der Forschung: Was wollen wir können? Woran sollen wir forschen, weil wir es können möchten? Dietmar Mieth hat seinem neuesten Buch den Titel gegeben „Was wollen wir können?“, weil Ethik nur dann eine Chance hat, wenn sie bereits beim Wollen ansetzt. „Ethik ist Nachdenklichkeit, wie wir unser Wollen klären, damit wir nicht nachher sagen: Das haben wir nicht gewollt.“⁵

Wer aber bestimmt in unserer massenmedialen Kultur das Wollen in der Gesellschaft? Es geht in der Bioethik letztlich um die Macht: Wer hat die Definitionsmacht, was Leben ist? Wer hat die Definitionsmacht, wann Leben beginnt und wann es endet? Wer hat die Definitionsmacht darüber, ob und wie weit menschliches Leben zum Rohstoff der Medizin von morgen werden soll? Welches Leben soll eingesetzt werden? Welches Leben hat Vorrang und wer hat die Macht, darüber zu bestimmen? Welche Lebewesen sollen unter welchen Voraussetzungen patentiert werden? Ein wie wichtiges Lenkungsinstrument und damit Machtinstrument Patente auf Lebewesen sind, kann man daran ermesen, dass ganze Universitäten in den Vereinigten Staaten von ihren Patenten leben.

Bioethik ist fundamental eine politische Institutionenethik, in der es um Macht geht. Bioethik hat hierbei die schwierige Aufgabe, die sinnvollen, lebensdienlichen, bewährten Einsätze der modernen Biologie im Umweltbereich, in der Medizin (aus der Arzneimittelproduktion ist die Gentechnik gar nicht mehr wegzudenken), in der Nahrungsmittelproduktion usw. gegen deren Missbrauch, vor allem gegen deren Machtmissbrauch, abzusichern. Bioethik muss darauf achten, dass keine der folgenden Abwägungsebenen ausfällt:

⁵ D. Mieth, Was wollen wir können? Ethik im Zeitalter der Biotechnik, Freiburg 2002, V.

- Die Abwägung, die das menschliche oder tierliche Individuum oder die Pflanzensorte in ihrer Eigenbedeutung gegen andere Interessen abwägt;
- die sozialetische Abwägung, welche Gruppen gewinnen und welche verlieren;
- die vielfältigen wirtschaftsethischen Abwägungen;
- die forschungsethischen Abwägungen, in dem Sinn, was wir überhaupt wollen können, was in der Anwendung sozial verträglich ist und was nicht, was publiziert wird und was nicht. Die öffentliche Information leidet massiv darunter, dass weithin nur positive Forschungsergebnisse veröffentlicht werden, alle negativen aber meist nicht. Die „Kollateralschäden“ der Wissenschaft bleiben meist unbekannt.
- Die institutionenethische Abwägung, welche Institutionen welche Entscheidungsvollmacht haben und wie transparent angesichts des Lobbydschungs diese Macht gehandhabt wird.

Die vielfältigen Lobbys stehen nicht auf Seiten der Ethik. Sie sind der ethischen Reflexion und dem Dialog in der Gesellschaft, meist bevor etwas in die Zeitungen kommt, schon voraus. Hat die Ethik überhaupt eine Lobby?

Ethik hat es unausweichlich, wie wir gesehen haben, mit Abwägungen zu tun. Auch alle scheinbar von „Ewigkeit“ her bestehenden Normen und Pflichten sind einmal aus Abwägungsvorgängen und Suchprozessen entstanden. Auch heute, da wir vor so schwerwiegenden Problemen stehen, vor denen unsere Vorfahren noch nicht standen, sind Abwägungen unausweichlich.

3. Einige Gedanken zur Bedeutung des Menschenbildes in den Abwägungsvorgängen

Ethik als eine der ältesten Theorien der Prioritätensetzung und damit des Abwägens geht auf Aristoteles, den Begründer der Ethik als eigenständiger Disziplin, zurück. In seinem Werk findet sich bereits eine Summe von Vorzugsregeln oder Kriterien für Abwägung und Prioritätensetzungen in individuellen und strukturellen Konflikten. Jede Abwägung, in der das Prioritätensetzen sich konkret vollzieht, setzt das Bild einer Waage und damit einen Fixpunkt voraus, unter dem abgewogen wird. Es wäre methodisch unbedarft – wie es leider so oft geschieht – gleich mit dem Abwägen von Vor- und Nachteilen in der Bioethik zu beginnen, ohne sich vorher Rechenschaft über den Gesichtspunkt zu geben, unter dem abgewogen wird.

Der entscheidende Gesichtspunkt, der eine ethische Abwägung von den vielen anderen Abwägungsvorgängen unterscheidet, ist die unveräußerliche Würde eines jeden Menschen. Zur Begründung der Menschenwürde gibt es in unserer Gesellschaft verschiedene Quellen und Zugänge. Für die Moderne wurde der Kontext der Aufklärung bestimmend, insbesondere in Form des Kategorischen Imperativs Immanuel Kants: „Handle so, dass du die Menschheit in Deiner Person, wie in der Person eines jeden anderen, niemals bloß als Mittel zum Zweck, sondern immer auch um Seiner selbst willen achtet.“ Jede aus den verschiedenen Quellen her per-

spektivische Einsicht in die Menschenwürde ist aber offen für Letztbegründungen. Gerade in einer pluralistischen Gesellschaft dient es der Transparenz und Redlichkeit des Dialogs, das eigene Vorverständnis offen zu legen, nicht um dem Gesprächspartner die eigene Weltanschauung aufzuzwingen, sondern um ihn einzuladen, über sein eigenes in unserer hektischen Gesellschaft oft unbedachtes Vorverständnis nachzudenken und damit über den Fixpunkt seiner Waage, mit der er die Güterabwägungen vornimmt. Der Mensch hat nicht nur einen Wert und ist nicht nur ein Wert. Wenn man den Menschen unter Wertgesichtspunkt betrachtet, dann könnte man ökonomisch seine chemischen Bestandteile um den Wert von ca. € 5,– auf dem Markt verkaufen. Werten ist es eigen, austauschbar zu sein. Der Mensch aber hat nicht nur einen Wert, sondern eine unveräußerliche Würde, weil es dem Menschen eigen ist, nicht nur als Exemplar einer Gattung zu existieren, sondern als Person in unvertretbarer Einmaligkeit und Beziehungsverantwortung zugleich. Das macht den Menschen unverrechenbar für andere Werte und wirtschaftliche und politische Kuhhandel.

Was Würde bedeutet, ist etwa in den erläuternden Bemerkungen der bereits genannten Recommendation 1418/1999 des Europarates „Zum Schutz der Menschenrechte und Würde terminal Kranker und Sterbender“, die mit großer Mehrheit in der parlamentarischen Versammlung des Europarates angenommen worden ist, festgehalten:

„Würde kommt einem jeden Menschen zu unabhängig von Alter, Geschlecht, Besonderheit oder Fähigkeit, von Umständen und Situationen, wodurch die Gleichheit und Universalität der Menschenrechte gesichert ist. Würde ist eine Konsequenz des Menschseins, daher gibt es keinen Zustand, der einem Menschen seine Würde verleiht oder ihn dieser beraubt. ... der Mensch besitzt Würde während seines gesamten Lebens ... die Gleichheit und Universalität menschlicher Würde und der Menschenrechte entspringen keiner Konvention. Nicht auf Grund der Anerkennung durch andere Menschen besitzt der Einzelne seine Würde und die sich daraus ableitenden Rechte, sondern auf Grund seiner Zugehörigkeit zur Menschheit. Die Würde des Einzelnen kann geachtet oder verletzt werden, sie kann jedoch nicht gewährt werden oder verloren gehen. ... Menschliche Würde kann nicht geteilt oder auf bestimmte Zustände oder Phasen des Lebens eingeschränkt werden. Dies wäre eine Form der Missachtung menschlicher Würde.“⁶

Diese Würde des Menschen wurde und wird leider nicht nur faktisch oftmals verletzt, sie wird von manchen in jüngerer Zeit grundsätzlich bestritten (so z.B. von F. J. Wetz⁷) und wird vor allem in reduktionistischen Menschenbildern zum Teil schleichend ausgehöhlt.

Im Gefolge der zum Teil sehr vereinfachten und nicht sehr realistischen Verheißungen, die in den Medien anlässlich der Entschlüsselung des menschlichen Genoms verbreitet wurden, werden nun alte reduktionistische Menschenbilder, die es auch vorher in den Geisteswissenschaften bereits gab, wiederbelebt.

⁶ Recommendation 1418/1999 des Europarates (s. Anm.2).

⁷ F. J. Wetz, Die Würde der Menschen ist antastbar, Stuttgart 1998.

Wir stellen solches fest etwa in theoretischen Modellen der modernen Soziobiologie, die von der Annahme ausgehen, dass der Mensch „nichts anderes“ sei, als die Summe seiner genetischen Funktionen; alle menschlichen Phänomene bis hin zur Kultur, Moral und Religion werden aus dem Zusammenspiel der egoistischen Gene erklärt. Aber nicht nur in solchen Modellen, sondern immer dann, wenn es heißt, „der Mensch ist nichts anderes als ...“ (Funktion gesellschaftlicher Zwänge, Bestandteil von Interaktionseinheiten größerer Systeme, ein mittelmäßiger Computer in der Perspektive der Hirnforschung, Spiegelbild der ihn umgebenden Natur und Kohlenwasserstoffe usw.) zeigt sich ein reduktionistisches Menschenbild. Dann wird der Mensch nicht mehr als weltoffenes, auf das Sein im Ganzen erschlossenes Wesen wahrgenommen.

Durch die ganze große abendländische Philosophiegeschichte hält sich diese Einsicht durch, dass der Mensch als Wesen der Sprache das Wort „ist“ sagen kann und damit alles, was ihm begegnet, in den Horizont des Seins stellt. Dies gibt ihm auch die Möglichkeit, grundsätzlich zu allem Einzelnen in Distanz zu treten und damit ihm gegenüber ein gewisses Maß an Freiheit zu haben, aber auch die grundsätzliche perspektivische Ausschnitthaftigkeit seines Erkennens selbst noch einmal zu reflektieren. Der Mensch, als das auf Sein im Ganzen erschlossene Wesen, ist mit seinen Fragen über die Endlichkeit seines Lebens immer hinaus und unausweichlich auf sein „woher“ und „wohin“ verwiesen. Immer dann, wenn der Mensch sich nicht mehr als Ausdruck eines letzten Geheimnisses, auf das hin er erschlossen ist, verstehen kann, liegt die Gefahr für ein solches reduktionistisches Verständnis des Menschen nahe. Dann wird der Fixpunkt der Waage für das bioethische Abwägen ein anderer, und dann kommt es mit innerer Logik zur Spaltung des Menschlichen: Zur Trennung der Menschen in solche, die instrumentalisierbar sind und solche, die nicht instrumentalisierbar sind. Daraus ergibt sich mit innerer Konsequenz auch die Folge für das Lebensrecht, das aus der Menschenwürde abgeleitet wird. Das Lebensrecht des Einen wird dann geachtet, das Lebensrecht des Anderen nicht. Der eine embryonale Mensch bekommt im Kontext der Forschung den Forschungsmalus und der andere den Implantationsbonus.

Wo zeichnet sich diese Spaltung des Menschlichen derzeit konkret ab? Es werden zunehmend prädiktive genetische Tests angeboten für genetisch bedingte zum Teil ererbte Dispositionen für bestimmte Krankheiten, die mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit früher oder später ausbrechen können. Diese Schere zwischen der Voraussage einer Krankheitsdisposition (Diagnose ist ja noch nicht Prognose) und der mangelnden Prophylaxe und Therapie kann nun leicht zu einer Spaltung des Menschlichen führen: Solche, die gute Gene haben, haben bessere Chancen am Arbeitsplatz und bei der Versicherung als solche, die schlechte Gene haben. In der vorgeburtlichen Diagnose führt die Feststellung eines genetischen oder chromosomalen Schadens in den meisten Fällen je gezielten Vernichtung dieses Lebens.

Im Österreichischen Strafgesetzbuch § 97 wird die Tötung eines Ungeborenen bis zur Geburt gerechtfertigt, wenn „die Gefahr“ einer Schädigung vorliegt. Dies heißt im Klartext: „Wenn jemand schlechte Gene hat – weg mit ihm!“ Eine schlei-

chende Spaltung des Menschlichen, eine schleichende Eugenik von unten, ist eine sich bereits abzeichnende Gefahr. Während die Technik der Pränataldiagnose aufs Ganze gesehen lebensdienlich ist und in wenigen Fällen zu diesen Konflikten führen kann, ist die sogenannte Präimplantationsdiagnostik von einer neuen ethischen Qualität. Die Präimplantationsdiagnostik hat nur ein einziges Ziel: die Selektion von Menschen mit guten und schlechten Genen und kein anderes.

In der Ethik wird diese Spaltung des Menschlichen in manchen Spielarten der utilitaristischen Ethik geradezu systembildend. Der australische, derzeit in den USA wirkende Ethiker Peter Singer vertritt die Auffassung, dass nicht alle Menschen Personen sind, sondern nur jene, die ein gewisses Maß an geistigen und kommunikativen Fähigkeiten zeigen. Peter Singer gehört mit anderen zur Spielart der sogenannten Präferenzutilitaristen. Das heißt, nur jenen Menschen wird die personale Würde und Menschenwürde von der Gesellschaft zuerkannt, die Präferenzen, das heißt Interessen, zeigen und vertreten können. Hier tritt die Logik der Spaltung des Menschlichen, die sich sonst eher nur schleichend zeigt, klar zu Tage. Peter Singer definiert die Person über ihre Eigenschaften, aber er lässt die Frage, wer denn derjenige ist, der diese Eigenschaften hat, nicht zu und errichtet hier ein neues Fragetabu. Ungeborene haben kein Lebensrecht und behinderte Kinder können bis zum ersten Lebensmonat nach seiner Theorie getötet werden, um Platz zu machen für ein gesundes Kind. Der Wert des Einen wird dann gegen den Wert des Anderen ausgetauscht.

Wenn wir mit der modernen Gentechnik Gattungsgrenzen überspringen können, dann gehen Grenzen der Gattung verloren – nach außen wie nach innen. An die Stelle der Zugehörigkeit zur Menschengattung als grundlegend für Menschenwürde und Menschenrechte, tritt dann die Persönlichkeit im Sinne liberaler Vereinzelung und im Sinne der Fähigkeit, bestimmte Leistungen zu vollbringen: sich erinnern, kommunizieren, das Leben geistig ordnen, Interessen vertreten, Zukunft antizipieren usw. zu können. Wenn sich diese Philosophie, die derzeit stark im Vormarsch ist, durchsetzen würde, hätten nur jene, die diesen Kriterien genügen, ein Lebensrecht. Eine nicht mehr mit dem Menschen identische, sondern mit bestimmten Fähigkeiten ausgestattete Persönlichkeit, nimmt den bloßen Gattungsmenschen dann unter seine Herrschaft. Es geht im Letzten in der Bioethik um Macht.

Dies zeigt sich in der Theorie Peter Singers auch für Demente und Sterbende, die ihre Interessen nicht mehr vertreten können. In den Niederlanden und in Belgien wurden arztzentrierte Euthanasiegesetze verabschiedet, die dem Arzt die Vollmacht geben, unter bestimmten Voraussetzungen zu töten. In der Absicht, den ärztlichen Paternalismus zu überwinden, bekommt der Arzt eine Macht, die er vorher in der Geschichte nie hatte, nämlich von der Gesellschaft akzeptiert gezielt zu töten. In einer solchen Gesellschaft, die die Autonomie des Patienten in dem Sinne auslegt, dass sein Wunsch erfüllt wird, entsteht unweigerlich ein Druck auf den Patienten, diesbezügliche Wünsche in bestimmten Situationen zu äußern. Faktisch entscheiden mehrheitlich Ärzte und Angehörige, wann der Patient in solchen Gesellschaften getötet wird.

4. Einige Gedanken zur Rolle der Theologie

Es geht also in vielen Facetten der Bioethik um Macht über das Leben: Um die Definitionsmacht, was Leben ist, wann es beginnt, wann es endet und den Umgang mit dieser Macht über Leben. Was aber haben die Machtfrage und die bisherigen Gedankengänge mit Theologie zu tun? Was hat das Ganze zudem in „nachtheologischer Zeit“, so die Diagnose von Clemens Sedmak in seinem soeben erschienenen Buch „Theologie in nachtheologischer Zeit“, zu bedeuten?⁸

Die meiste Zeit sind wir mit unseren Gedanken allein. Alles, was wir tun, haben wir oft und oft in unseren Gedanken und unserer Phantasie vorweggenommen. Denkweise und Lebensweise hängen miteinander zusammen. In jeder Lebensform stellen sich unausweichlich die Gedanken nach Anfang und Herkunft, nach Endlichkeit und Ende, nach Richtung und damit Sinn unseres Lebens und viele andere existentielle Fragen ein. Diesen Fragen begrifflich klar, methodisch und systematisch nachzugehen, ist Aufgabe der Theologie, die seit den Anfängen der Universität in dieser *universitas vitae et literarum* einen integrativen Platz hat.

Theologie denkt über Gott und seine Macht nach. Gottes Allmacht aber verbirgt sich im Gewähren des Seins an das Geschöpf zum Selbstsein. So bleibt der Ansatz für die Theologie, über die Beziehung der Geschöpfe zu dem, der ihnen das Sein gewährt, nachzudenken. Wird nun Gottes Allmacht, die sich besonders deutlich im Phänomen des Lebens zeigt, durch die Allmacht des Verbundes von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik abgelöst? Was ist die Erfahrungsbasis der Theologie, wenn Gott sich im Gewähren verbirgt und seine Allmacht am deutlichsten im Freiwerden seiner Geschöpfe in ihr Eigensein zeigt, so sehr, dass er für viele Menschen darin fast verschwindet?

In einem weiten Horizont von Erfahrung hält Theologie Ausschau nach erfahrenen Menschen, deren Lebenspraxis geglückt ist. Christliche Theologie hält dabei inne und knüpft an bei der fundamentalen Lebenspraxis Jesu von Nazareth, die aus dieser Menschengeschichte nicht mehr fortzudenken ist. Diese Fundamentalpraxis Jesu, wie Clemens Sedmak diese Erfahrung nennt, wurde, ist und wird in Zukunft richtungsweisend für die Gestaltung menschlicher Praxis bleiben, Gründe für das Handeln von Menschen bieten und Orientierung für die Lebensbewältigung in einer immer unübersichtlicher werdenden Gesellschaft.

In der Lebenspraxis Jesu zeigt sich – um nur einige Aspekte für unser Thema aufzugreifen – eine hohe Sensibilität für die meist übersehenen kleinen Anfänge (das Reich Gottes gleicht einem Senfkorn, ein großer Baum wird aus diesem). Wir sehen bei Jesus die Sensibilität für die Kinder, die in der Lobbywelt der erwachsenen Männer seiner Zeit keinerlei Bedeutung haben. Wir sehen Jesu vorrangige Zuwendung zu den Armen und auch zu den Sündern, die von den „pharisäischen und schriftgelehrten Tugendbolden“ ebenso marginalisiert wurden wie viele Kran-

⁸ C. Sedmak, *Theologie in nachtheologischer Zeit*, Mainz 2003.

ke, denen man ihre Krankheit als Strafe Gottes interpretierte und damit den Ausschluss aus der Gesellschaft rechtfertigte.

Wir sehen im Evangelium eine besondere Nähe Jesu zu den Sterbenden und Abschiednehmenden in ihrer Not. Der Tod seines Freundes Lazarus und die um ihn Trauernden gehen ihm besonders nahe. Wir sehen in der Lebenspraxis Jesu, dass er kritisch gegen jede Form von verlogener Unmenschlichkeit angeht, sie ans Licht bringt und damit in bewusster Freiheit dem Konflikt entgegengeht, der ihn ans Kreuz bringt. Viele Ebenen von Unrecht kreuzen sich an diesem Kreuz. Am Ende der irdischen Lebenspraxis Jesu steht, dass er das Unrecht und das Leid dieser Welt auf sich nimmt und in Liebe verwandelt, und dass diese Liebe sich allein stärker erweist als alles Tödliche und der Tod. Die Seinen haben seine neue analogielose Existenzweise bald nach seinem Tod erfahren, sind in die ganze Welt hinausgegangen, diese Erfahrung weiterzusagen.

Theologie, die auf der umfassenden Lebenserfahrung Jesu aufbaut und im Theorie-Praxis-Zirkel in der Gemeinschaft der an Jesus Glaubenden darauf reflektiert, ist eine kritische Wissenschaft (das ist manchmal unangenehm, wenn man eine „dissent opinion“ machen muss), sie ist eine integrative Wissenschaft (das ist angesichts immer größerer Fülle des Wissens oft sehr anstrengend), sie ist eine stimulierende Wissenschaft, weil sie sich auf Modelle besonderen Engagements gegen den Trend zum ethischen Minimum in unserer Gesellschaft bezieht und Theologie ist eine „fröhliche Wissenschaft“, weil sie vom Evangelium gelingenden Lebens, nämlich der umfassend gelingenden Lebenspraxis Jesu ausgeht – mit der Hoffnungsperspektive über den Tod hinaus.

Theologie beruht also auf einer Weisheit, die von weiter her kommt, als den gerade im Vordergrund stehenden Interessen und ihren Lobbys. Theologie reflektiert auf die „bescheidene“ Lobby Gottes in unserer Weltgeschichte, wo die Lebenspraxis Jesu versucht wird. Ich denke, dass diese Lebenspraxis Jesu sich als nachhaltiger erweisen wird als alle partiellen Interessen.